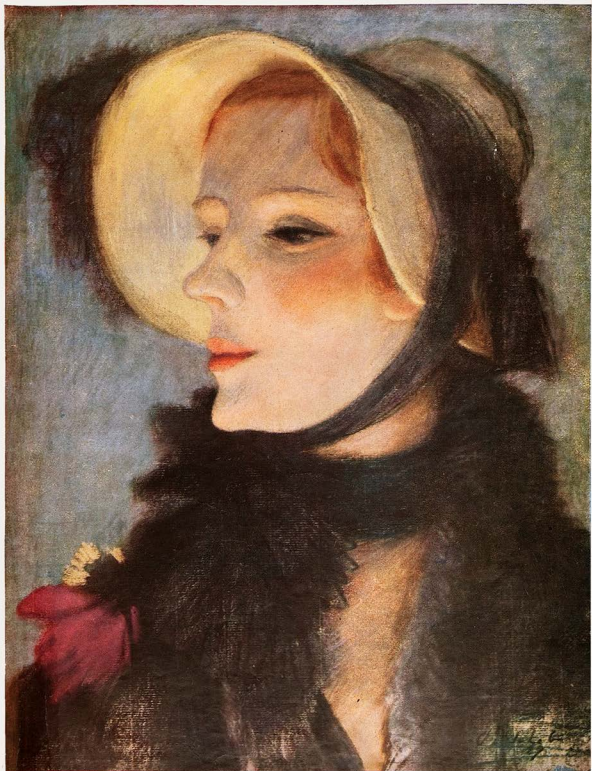
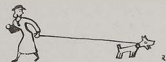




Die gelbe Schürze

Oscar A. Schaf



Aus unserem Skizzenbuch

Lernen leicht gemacht

Wie wir soeben erfahren, ist es möglich geworden, selbst die Verkehrsregeln heute spielend zu lernen. Auf Anregung der Ordnungspolizei hat der Berliner Lehrmittelverlag K. L. Schmidt ein Verkehrsspiel herausgebracht: „Mensch, paß auf!“ Es ist eine Vorschule des Verkehrs für Kinder und Erwachsene, wo uns die Verkehrsregeln in unterhaltender Form beigebracht werden. Das Spiel zeigt einen Stadtplan mit Fußgängern und Fahrzeugen aller Art als Figuren. Hier scheint ein Ideal moderner Pädagogik erreicht: Uns das gerne tun zu lassen, was wir tun sollen!

Das größte Übel

Eine Lehrerin aus unserer Bekanntschaft beklagte sich bei dem Vater eines ihrer Mädel, daß die Keß nur Augen für die Männer habe und ihre Schularbeiten vernachlässige. Verärgert sagte darauf der Vater: „Aber, Fräulein, was macht nacha das? Läßst die nur ruhig puffen, sonst bleibts ano sign wie Sie!“

In einer andern Klasse fehlt die kleine Traudl. Am nächsten Tage ist sie wieder da. „Nun, Traudl“, fragt die Lehrerin, „warum warst du gestern nicht in der Schule? Stolz, erwidert die Kleine: „Bei uns ist ein Bräuderchen angekommen.“ „So“, meinte das Fräulein, „ich dachte dein Vater wäre schon seit zwei Jahren in Amerikas!“ — „Ja“, sagte Traudl einfach, „aber er schreibt manchmal!“

Hoffnung

Ein junger Freund besuchte uns, der von der Dame seines Herzens einen Koeb bekommen hatte. Wir nahmen an, daß er recht bekümmert sein würde, und wollten unser Bestes tun, ihn aufzubheitern. Entgegen allen Erwartungen aber war er recht vergnügt. Nun, wie steht denn die Sache, fragten wir teilnahmsvoll. Na, meinte er, so aussichtslos ist sie gar nicht. Im Gegenteil. Beim Abschied hat sie mir wieder Hoffnung gemacht. — So: Was

hat sie denn gesagt? — Was soll sie schon gesagt haben, meinte er. Nachdem sie mich abgewiesen und herausgeworfen hatte, stellte sie sich in der Haustür vor mich hin und sagte: „Wenn Sie nächstens um mich anhalten, vergessen Sie wenigstens nicht, draußen die Schuhe zu reinigen!“



Moralisch geohrfeigt

Frau Studienrat Dr. Eulalia Frisch, in Schülerinnenteilen wegen ihres tiefen Wissens „die Eule“ genannt, ist eine Dame von vorbildlicher Sittenstrenge. Aber gerade solchen Leuten passieren immer wieder solche Geschichten:

Die Frau Doktor beabsichtigte, mit einer befreundeten Kollegin einige Ferienwochen in einer ihr empfohlenen Pension im Gebirge zuzubringen. Um indes sicher Quartier zu erhalten, schrieb sie als unsichtiger Mensch zuvor eine Postkarte:

„Hierdurch bestelle ich ab nächsten Sonnabend für meine Freundin und mich auf 4 Tage ein sonniges Zimmer mit zwei Betten.“

Dr. Frisch, Studienrat.“

Und prompt kam die Antwort:

„Mit Rücksicht auf die Grundsätze und

den Ruf unseres Hauses als angehende Familienpension bedauern wir, unverheiratete Herren mit Damenbegleitung nicht aufnehmen zu können.“ K. v. M.

Ein Kenner

Nach erfolgter Trauung reichte der Pfarrer dem Bräutigam beglückwünschend die Hand, worauf dieser sagt: „Haben Sie auch schönen Dank, Herr Pfarrer, für die trostreichen Worte!“

Sprachgenie

„Man hat mir jetzt eine Stelle in England angeboten.“

„Kannst du denn Englisch?“

„Oui!“

„Aber das ist doch Französisch!“

„Was, Französisch kann ich auch!“

Ein seltsamer Vogel

Im „Deutschen Kaiser“ zu München trafen sich jüngst zwei Geschäftsreisende. Wenn Sie mal nach Leipzig kommen, sagte der eine, gehen Sie doch in die Grimmaischestraße 9 und suchen Sie meinen Freund Vogel auf. — Der andere kommt nach vier Wochen in Leipzig an und findet in der Grimmaischestraße das Haus Nr. 9. Er sucht das Haus von oben bis unten ab, aber ein Mann namens Vogel ist dort nicht zu finden. Endlich fragt er eine Frau, die die Treppe herunter kommt: Wohnt hier ein gewisser Vogel? — Tu freilich, sagt sie, zwei Treppen links, da wohnt er, fink heist er.



Die Jugend

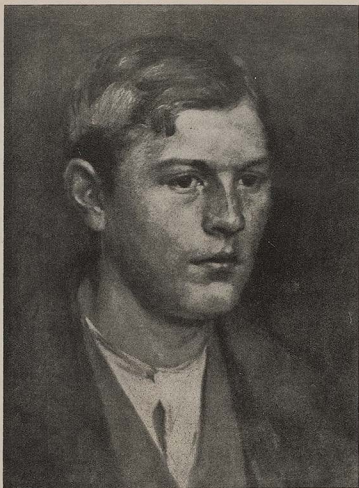
Zeichnungen von Macos

J U G E N D



Frauenbildnis

Hans Hackl



B. Sylvester Schmitz

MÜNCHENER MALER:

B. Sylvester Schmitz

Wie viele Münchener Maler, ist B. Sylvester Schmitz nicht Münchener. Wenn es der Name noch nicht sagt, der hört es am Dialekt und der fröhlichen Art des Rheinländers. Er gehört der alten Schule an. Am 14. Mai 1876 in Nachen geboren, fühlte sich der Künstler von Jugend auf zum Gebirge hingezogen und kam 1890 nach München, um dort das Malerhandwerk zu erlernen. Nach einigen Lehrjahren als Dekorationsmaler besuchte er die Münchener Akademie. Von da an trieb es ihn unablässig ins Gebirge. Mit Rucksack, Malkasten und Leinwand bewaffnet, konnte man ihn in den Bergen herum-

fraxeln sehen. Diese Naturstudien an Ort und Stelle gehören zu seinen besten und frischesten Werken, denn die Überarbeitung im Atelier hat ihn wohl manchmal verleitet, des Guten zuviel zu tun. Später kam auf diesen Wanderungen im Gebirge die junge Braut hinzu, die sich in 2000 Meter Höhe mit ihrem neuen frühjahrmantel auf seine Palette setzte. Dem Mantel soll das nicht gut bekommen sein; — deshalb verließ sie später diese Gemohnheit. Dagegen widmete sie sich der Schriftstellerei. Sylvester Schmitz, dessen Bilder wir passenderweise zum neuen Jahre bringen — er wird von Kindern,

die ihn kennen, auch Onkel Neujahr genannt — ist München treu geblieben. Seine besten Bilder bekommt man nur zu sehen, wenn man selber Hand anlegt und die Atelierröden durchstöbert. Da sind Skizzen, die im Gebirge entstanden sind, Aquarelle, Federzeichnungen und farbige Graphik. Einige Werke hängen im Braunen Hause zu München. Entwürfe von Mosaiken für das Deutsche Museum sind besonders glücklich in der Raumaufteilung, mit ihrer einfachen Gruppenanordnung. Wie unsere Bilder zeigen, erwecken unsere Gebirgsstudien den Eindruck unmittelbarer Frische und Natürlichkeit.



Arndspitze

B. Sylvester Schmitz

Die Magd Maria gewinnt den Preis

Von Charles Dickens

Deutsch von Kenate-Lerbs-Lienau

In den Zeiten, wenn mich das römische Sumpffieber gepackt hatte, konnten mit weder Chinin noch Brunnenkuren wieder so rasch auf die Beine helfen wie die kleinen einprägsamen Geschichten, die mein Doktor sozusagen aus seinen Kocktaschen zu zaubern verstand. Eine seiner besten berichtete vom Schicksal einer Dienstmagd.

Maria, die Geldin, war die Tochter eines Bauern; in jungen Jahren wurde sie Dienstmagd bei dem Bildhauer Pulci in Rom, der ein gefeierter, ernsthafter Mann war; sobald er Maria in ihren Pflichten-eingeführt hatte, wandte er sich wieder ganz seiner Arbeit zu und überließ ihr den kleinen Haushalt zur völlig selbstständigen Verfügung. Ihr anmutvolles, stilles Wesen gewann ihr bald die Herzen all der Künstler, die in Pulcis Atelier ein und aus gingen; ja, einer von ihnen, Savorini, der Bildhauer, verliebte sich sogar auf den ersten Blick in sie und machte ihr einen Heiratsantrag; da gab sie ihm, durchaus unerschüttert von seinem Werben, zur Antwort, sie habe sich Signor

Pulci auf drei Jahre verpflichtet und denke gar nicht daran, diese Vereinbarung zu brechen. „Es wird sich schon ein Erlass finden“, meinte Savorini beharrlich; „O nein“, sagte sie, „erstetzt kann ich nicht werden“; er taufte sie daraufhin Prosperina, die Stolge, und ließ es damit für 's Erste gut sein.

Meister Pulci gehörte gewiß nicht zu den überragenden Künstlern im Rom seiner Zeit, — aber sein Ansehen ging immerhin so weit, daß er über Verbindungen mit den meisten gefeierten Künstlern verfügte, die ihn oftmals in seinem Atelier aufsuchten. Maria, die zuweilen aus diesem oder jenem Grunde hereingerufen wurde, zog die erregten Auseinandersetzungen, die sich da um das Genie und seinen weltumgreifenden Ruhm entpannen, gierig in sich auf; und von Anfang an, da sie von solchen Dingen zum ersten Male sprechen hörte, begann sie eine unbewegbare Sehnsucht nach irdischer Unsterblichkeit in sich zu spüren; vorläufig aber waren das nur unklare Gefühle, die in ihr gärten,

und ehe sie sich zu ausgeprägteren Formen entwickelten, verstrich ein volles Jahr.

Eines Tages hatte Pulci ein paar seiner Freunde zum Essen gebeten, unter denen auch Savorini sich einfand. Man aß im Atelier, und alsbald drehte sich das Gespräch, wie gewöhnlich, um Kunst. Da ließ nun jeder von ihnen auf seine Art seiner Begeisterung ungehemmten Lauf; Savorini, dessen Empfinden für Maria — wenn auch in geziemend zurückhaltender Weise — dieselben geblieben waren, und der vielleicht hoffte, sie mit seinen Reden blenden zu können, — Savorini also ließ sich zu ganz gewaltigen Übertreibungen hinreißen, besonders, als er auf die Bedeutung und die Vorrechte des Künstlerberufes, dem sie in diesem Kreise alle angehörten, zu sprechen kam; (Marias Gegenwart feuerte ihn dazu an; denn während seines Wortschwalldes machte sie sich unauffällig und dabei mit respektvoller Aufmerksamkeit dem Gespräch lauschend hier und da im Atelier zu schaffen.) Kaisern und Königen, ja selbst dem Papst —



Geisberg Gletscher

B. Sylvester Schmitz

ereiferte er sich — gebühre eigentlich ein den Künstlern untergeordneter Rang; und es sei, sogar zu dieser kühnen Behauptung schwang er sich auf, wertvoller, eine Diana — das war Pulcis neuestes Werk — geschaffen zu haben, als Beherrscher einer Nation zu sein. „Ich will mich wabelich nicht mit Ihnen vergleichen, meine Herren“, sagte er abschließend, „aber auch ich fühle, daß ich einen Funken von etwas Göttlichem in mir trage.“

Maria blickte ihn an wie den Verkünder der Wahrheit; was er da gesagt hatte, ließ ihr keine Ruhe — unablässig wanderte sie zwischen Atelier und Küche hin und her; ruhelos forschte sie in sich nach, ob nicht auch sie den Funken von etwas Göttlichem in sich trage. „Ja“, sagte sie schließlich, „ich spüre ihn.“ In diesem erleuchteten Augenblick rann sie gegen Angela, die alte Bodifrau, die ihr an diesem Tage zur Hand ging — und schon flirrte die Schüssel mit den lecker bereiteten Schmorspaulen in tausend Stücken zu Boden, und der farbenprächtige rote Saft ergoß sich über Marias weiße Strümpfe. Aber dieser kleine Unglücksfall konnte sie nicht von der Überzeugung abbringen, daß sie eine große Entdeckung gemacht habe. Geizlich begann sie in ihrer kleinen Kammer, jenen noch unbestimmten Gebilden der Schönheit, die ihr im Geiste vorzuschweben, greifbare Gestalt

zu geben: der Ton wurde unter ihren Händen lebendig; und in kürzester Zeit schon blickte sie zu ihrem eigenen fassungslosen Staunen ein liebliches ausdrucksvolles Gesicht aus der einst leblosen Masse auf ihrem Fenster Sims an. Ihre Angst, man möchte sie lächerlich machen, war nur zu begreiflich; und so unterließ sie es, Meister Pulci in ihr Tun einzuweihen. Freilich — ihr Geheimnis brannte so in ihr, daß sie es nicht für sich allein hätte behalten können, Savorini! — war ihr erster Gedanke; aber da erinnerte sie sich, daß er ihr doch eigentlich nur mit plumpen Aufmerksamkeiten begegnet war, und das schreckte sie von dem Vertrauensbeweise zurück, den sie ihm geben wollte. Und Caterina, die Tochter von Angela! — ach, aber wenn die abends auf einen Schwatz kam, redete sie doch von nichts Anderem als immer nur von ihren Kavaliere, die sich in der Kirche — ist das nun nicht gotteslästerlich! — nach ihr umdrehten. Das war also auch nicht die rechte Vertraute. Aber der gute Doktor Corona — ja, der hatte sie einmal während einer Krankheit behandelt, und sein gültiges Wesen hatte ihr damals schon Vertrauen eingeflößt. Zu dem also ging sie; feierlich mußte er ihr versprechen, kein Sterbenswort zu verraten; (und das klang gerade so, als habe sie ihm einen Mord eingestehen —) und dann eröffnete sie ihm,

sie fühle die Kraft in sich, eine große Künstlerin zu werden.

„Mein Ruhm“, sagte sie, „wird die Welt erfüllen.“

„Aber — dein Herz, wird es auch erfüllt sein?“

„Ach, Doktor, es ist schon so voll — von Hoffnung.“

Sie will sich also keinen Rat bei mir holen, sondern sich nur Mut aussprechen lassen, sagte sich der kluge Mann; und also ermutigte er sie. —

Marias ganzes Sein und Streben war von dieser Zeit an auf ihre Kunst und nichts Anderes gerichtet. Aber das war nicht so, daß sie nun deswegen ihre häuslichen Pflichten vernachlässigte; nur tat sie alles mechanisch, das war der Unterschied, und wäre Meister Pulci ein besonderer Feinschmecker oder sonst sehr eigen gewesen, so hätte er gewiß täglich Gründe finden können, die seine Unzufriedenheit erweckten. Aber beides traf bei ihm nicht zu; weder er noch irgend jemand anders ahnte, daß das Mädchen seine Schlafkammer in ein Atelier verwandelt hatte, ja, daß sie sich des Schlafes beraubte, um die Stunden zu ersetzen, die sie am Tage durch ihren Dienst verlor; nur Savorini sah, daß ihre Wangen täglich blässer wurden und ihre Augen in unnatürlichem Glanze brannten. „Mir scheint, ihre Seele verzehrt ihren Körper“, sagte er zu

Corona. Der Doktor nickte kummervoll mit dem Kopf, wagte aber nicht, sein Geheimnis zu verraten.

Ihre Leben, sagte Maria später, schiene ihr erst dann wahrhaft begonnen zu haben, als sie den „göttlichen Funken“ in sich gespürt habe. Ihr früheres Leben verblaßte in ihrer Erinnerung. Vor ihrem geistigen Auge erschienen die wunderbaren Formen der Schönheit. Jedes Wort vom Meister oder seinen Besuchern, das ihrem künstlerischen Ehrgeiz von Tugenden sein konnte, fing sie hellbeig auf; und gierig suchte sie an den Vorbildern, die sie immer umgaben, nach Anregungen. Schließlich kam ein Tag, da sie sich imstande fühlte, etwas Eigenes zu gestalten: sie begann, an einer Statue der Minerva zu arbeiten. Eine geübte Hand hätte diese Aufgabe gewiß in kürzerer Zeit bewältigt; aber ihr mangelte es an Anleitung, und viel Hindernisse stellten sich ihr in den Weg. Trostlos bekam ihr Werk allmählich Gestalt unter ihren Händen; und von Tag zu Tag wurde sie sich ihrer Sendung klarer bewußt. Sie hatte sich als Ziel den alljährlich stattfindenden Preiswettbewerb gesetzt, — wovon natürlich niemand außer dem Doktor erfuhr — denn sie wollte sich dem unparteiischen Urteil der Richter unterwerfen. Unüberwindlich scheinende Schwierigkeiten türmten sich vor ihr auf; sie aber überwand sie alle;

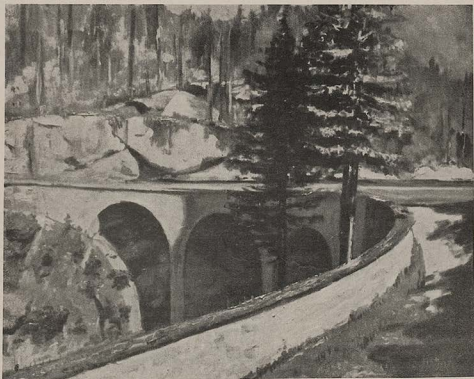
und eines Tages, als Meister Pulci nicht zu Hause war, holten Träger, die Doktor Corona geschickt hatte, ihre Minerva ab und schafften sie vor das gestrenge Kollegium der Richter.

Am festgesetzten Tage fand sich Maria unter den Mitbewerbern in der Ausstellungshalle ein; sie wußte es so einzurichten, daß sie in der Nähe ihrer Statue zu stehen kam. Ihr Ehrgeiz versagte sich nicht so hoch, daß sie etwas den Preis gewinnen könne. Das Einzige, was sie zu hoffen wagte, war, daß man sie mit einem Lächeln abtun würde. Wie unbeschreiblich aber war ihre Verwunderung, als sie sah, daß alle Kenner sich um die Minerva scharten, und voll Lobes über ihr Werk waren. Mächtig schwellte ihr das Herz in der Brust; und nur mit äußerster Mühe vermochte sie ihren Stolz und ihre Frohlocken zu bemeistern. Getönt wurde ihre Freude mit dem Augenblick, da der Preis einstimmig ihrer Minerva zugesprochen wurde. „Der Schöpfer der Minerva soll sich melden“, schrie eine Stimme. Da setzte sich — in ihrer Verwirrung — mit einmal der Gedanke in ihr fest, daß eine Frau ja nicht berechtigt sei, am Wettbewerb teilzunehmen, und unbemerkt flüchtete sie aus dem Saal.

Aber — ihr Ziel war erreicht. Doktor Corona, der sie beobachtet hatte, folgte ihr und beglückwünschte sie; denn, ehe nicht

die öffentliche Meinung ihr Urteil abgeben hatte, hatte auch er nicht gewagt, ihrem Werk Bewunderung zu zollen. Sie gingen zusammen zu Pulcis Atelier; dort warf sich Maria dem Meister zu Füßen und gestand ihm die Wahrheit; sie sei nicht bei sich, glaube er natürlich; erst, als Doktor Corona ihm ihr Geständnis bestätigte, da mußte er es wohl hinnehmen, daß seine Maria von den ersten Künstlerinnen Roms einstimmig zur Preisträgerin für Bildhauerkunst ausgerufen war.

Mit unglaublicher Geschwindigkeit griff diese Nachricht in Rom um sich; auch Savorini kam und überbrachte der jungen Künstlerin seine Glückwünsche. Sie ließ sich sogar von ihm umarmen, — und als er meinte: „Im Haushalt darf sie nun aber ihre Kräfte nicht mehr vergeuden; es geht doch wohl nicht an, daß man die Welt eines solchen Wunders beraubt!“ — da sah sie ihn dankbar an; aber sie war nicht dazu zu bewegen, das Haus zu verlassen. Sie wurde das Tagesgespräch der eleganten römischen Gesellschaft; nach allgemeiner Auffassung war sie neben, ja sogar über die bedeutendsten Künstler zu stellen. Das war nun allerdings etwas übertrieben. Waren es nicht, genau genommen, dieselben Gründe, aus denen man Maria ihr Talent vor ihrem öffentlichen Erfolg abgesprochen hätte — nämlich ihre niedere Herkunft und mangelnde Vorbildung —



Bergstraße

B. Sylvester Schmitz



„Hier hat auch Dante längere Zeit geläbt.“
„So, davon hat se mer nicht erzählt.“

Gg. Peretz, Wien

die nun die Welt veranlaßten, sie in den Himmel zu heben? — Ihren Vater, der nur ihretwegen die Reise nach Rom unternommen hatte, empfing Maria voller Freude; nur, als er die Hoffnung aussprach, sie werde doch nun gewiß den Bauer Raimondo heiraten, schüttelte sie den Kopf. Savorini, der das mitanhörte, wagte nun noch einmal für sich zu bitten und flüsterte ihr etwas ins Ohr. Da lächelte sie ein wenig matt, reichte ihm die Hand und sagte nur: „In sechs Monaten, wenn Sie mich dann noch einmal fragen, dann werde ich ja sagen.“ Den Sinn dieser Rede verstand er nicht.

Um die Wahrheit zu sagen: der göttliche Funke brannte zu heftig in ihr. Vergeltens ultio Doktor Corona seine Kunst und versuchte, Maria wenigstens eine Weile der Atelierarbeit fernzubalten. Denn die heftigste Käte auf ihren Wangen und die brennenden Augen ließen Böses ahnen.

Und wirklich: die Minerva blieb die erste und einzige Schöpfung der Magd Maria, welche starb am 32. Mai 1893.

Liebe Jugend!

„Kosa“, sagte die Hausfrau, „ich gehe jetzt zu einer Abendgesellschaft; sollte ich bis Mitternacht nicht zurück sein, so legen Sie sich ruhig nieder.“

„Ja recht, gnädige Frau“, meinte das neue Mädchen treuherzig. „Sie können mir ja auch morgen alles erzählen!“

Die ersten Zigaretten

Eine Lausbuben-Erinnerung von A. S. Köpf (Tirol)

Sag mir, mit wem du umgehst, — dann sag ich dir, wer du bist“. Ich ging mit dem Teisl um. Sein voller Name war Ernest Tiegentasch. Wir waren dicke Freunde und Weggenossen. Er war ein wirklich lieber Kerl, mit einer Stumpfnase, die derart mit Sommersprossen bedeckt war, als ob sie zur Sommerszeit in einer Bauernstube als Fliegenfänger benützt worden wäre. Das war auch jener Umstand, der unsern Lehrer, der sich sofort wie ein Raubtier auf alle Gebrechen seiner Opfer stürzte, zum bedeutungsvollen Satz aufwiegelte: „Fürchtet euch vor den Gezeichneten!“

Nachdem er mir diesen tief sinnigen Satz etwa ein Duzendmal mit dramatischer Mimik ins Ohr geflüstert hatte, ohne sichtbare Erfolge bei mir zu bemerken, nahm er mich zur Seite und hielt folgende Rede:

„Mein lieber, von deinen Eltern mir anvertrauter Schüler! Es ist meine verdammte Pflicht und Schuldigkeit Beispiel — für das leibliche Sowohl als auch für das geistige Wohl meiner Schüler ein Schirm- und Schutzherr zu sein. Gedankensreich. In dem daß jedoch leider und trotzdem ich nicht etwa nur ein- zwei- drei-

sondern vielmal dich gewarnt habe vor einer verderblichen Freundschaft, diese meine Warnungen alle von dir, du Taugenichts, unbeachtet blieben, blieben und — wie ich nach den gegebenen Umständen anzunehmen leider mich bemüßigt fühle — immer bleiben werden, so poche ich nun auf die mit meinem Amte parallel laufende Autorität und befehle: Daß du sofort jene verderbliche Freundschaft aufzugeben hast, ansonsten ich es nicht verabsäumen werde, die entsprechenden Gegenmaßregeln zu ergreifen! — Segen!“

„Amen“, stammelte ich.

Auf das hin stiegen der Teisl und ich zwar nicht auf den Küttliberg, wohl aber auf den Zunderkopf, legten die trauerberandeten Finger ineinander, schauten uns mit heldenhaftem Augenaufschlag starr an (wobei ich trotz der Feierstunde ein Lächeln fast nicht unterdrücken konnte, denn Teisls Fliegenfänger glühte begeisterte- und ein großer Tropfen hing darunter) und schworen:

„Wir wollen sein, ein einzig Volk von Brüdern, lieber den Tod, als in der Knechtschaft leben!“

Somit war unser Trug- und Schutzbund ein für allemal gebündelt. Das Resultat war vorderhand, daß wir gleich am nächsten Tage uns verbrüderten und in den Wald, den grünen Wald zogen, wobei wir mit unseren Knabentendern das schöne Lied sangen: „Zum Walde mußt du wandern gehn, zum Walde mußt du gehn!“

Plötzlich, als wir uns, der Kleider zum Grobteil entledigt, niederließen, kam in Neßls magischen Zauberfüßlerhänden eine Schachtel zum Vorschein, die er mir alsbald geöffnet mit weltmännischer Gebärde unter die Nase hielt.

„Zigaretten?“

„Jawohlja.“

Neßl langte mir eine her. Es war die billige Sorte, bekannt unter verschiedenen Übernahmen, wie „Sargnagel“, „Reuteufelschick“, „Schmalzpurige“ ujm. aber unter dem gezeigten Namen „Ungarische Zigaretten“, per Stück ein Keller, in den Handel gebracht wurde.

„Wo hast du die hundert Tschick hern?“

„Puht!“ kam es mit einer großen Wolke aus Neßl Mund.

„Wo denn?“, drängte ich neugierig.

„Weißt du, wir haben einen Zimmerherrn, einen gewissen Leutnant von Haberfeld und dem hab ich sie puht —“

„Ein Leutnant und — „Ungarische“,“ wunderte ich mich.

„Ja, mein Lieber, das ist ein Geriebener. Der kauft nur Ungarische und raucht trotzdem nur „Goldmundstück“.

„Was du nicht sagst!“

„Als ich neulich ins Zimmer kam, — wenn der Leutnant nicht da ist, geh ich manchmal hinein und unterhalt mich mit dem Pfeifendekel — da war der gute Wenzl, gerade bei der Vergolderei: „Marjonjosef — zu ane Drecksfinksmiere —“, hub ich anmaln ichu ganze Wohnung mit dem Deck da. — Und sumas steckt sich — zu Befehl Herr Leutnant — in seine Guckfen: Tschummarjonjosef — tat ich mich vergaullischen.“

Die Zeit verging — und mit ihr die Ungarischen. Nachdem wir so ziemlich die Kälte zur Feier des Tages aufgebraucht hatten — bemerkte ich, wie sich Neßls Nase phosphorgrün färbte. Seine grauen Schweinsäugerln rollten nervös und waren überdies noch um ein Beträchtliches kleiner geworden. Mir selbst war alles eher als wohl zu Mutte, nur wollte ich in meiner Mannbarkeit dem Neßl nicht nachsehen.

„Das ist ein Glump, diese Ungarische“, floß es hilflos aus Neßls breitem Mund.

Der Zustand wurde immer schlimmer und äußerte sich in einem Konglomerat von verschiedenen Zuständen. In dieser Verfassung getraute ich mich nicht nach Hause. Also zum Neßl. Dem seine Mutter war Näherin und arbeitet irgendwo auf Stör.

Ein lautes Lärmen, aus dem Zimmer

Leutnant von Haberfelds kommend, gab uns einen Teil der ursprünglichen Wüstenheit wieder. Als wir zur Türe schlichen, hörten wir die wutschäumende Leutnantische Donnerstimme:

„Gabtacht! — Waas leugnen wollen Sie! Sie Dieb! Sie böhmischer Zirk! Sie! — Ich werde Sie in Disziplinaruntersuchung stecken. — Ihnen Sie, was Ihnen droht, wenn es bekannt wird, daß Sie einen ka und ka österreichisch-ungarischen Leutnant der Infanterie und Edelmann bestooholen haben! — — —“

„Du Defe — —“

„Gabtacht! — Salts Maul!“ Weil dem Herrn Leutnant momentan nichts einfiel — und weil er doch auch von Wel war, sagte er nur „Ach“. Als ihm wieder was einfiel, sagte er weiter:

„Gabtacht! — Also daß er es weiß: Ich bin mitnichten gelaunt mich meines teuren Eigentums berauben zu lassen, abtreten!“

Das war dem Wenzl zu viel. Er plagte, sämtliche Gabtachts und Saltsmauls ignorierend, los:

„Du Defehl, Herr Leutnant, meld ich ghorfamste — ist sich Ungarische erpsens gar keine teure Eigentum, sondern ist sich ganz spurtbillige Tum — —“

„Salts Maul.“

„— — Meld ghorfamste, Herr Leutnant, rauch ich fürs zweite nie nicht im ganzen Le'm sulch miserale Drecksigrettel — Meld ghorfamste, Herr Leutnant, rauch überhaupt nur Spurt!“

„Ach“, der Leutnantische Monokel rollte flüchtend durch 's Zimmer.

Als hätte er eine Division zu kommandieren, schrie der Leutnant:

„Gaaacaaataaaacht! — Und wo, so frag ich, wo sind die hundert Stück, wo ist die Schachtel Zigaretten hingekommen, — herrtraus!“

„Meld gburfamst, Herr Leutnant, müssen S' rein selber aufgrauht dam in Ihre Kopfsloe Versteutheit, sunst raucht sich — mein Ebrnwurt — niemand das ungariache Deck — — —“

Der Neßl war trotz seiner Verderbtheit, (von der übrigens nur der Herr Lehrer, bald freilich auch Leutnant von Haberfeld überzeugt war) ein sogenannter lauterer Charakter. Als solcher konnte er unmöglich den Schimpf auf dem guten Pfeifendekel ruhen lassen. Er schrie auf einen Zettel:

„Du Defehl, Herr von Leutnant, die Spangerehn hab i buzt, dadervon isch mir aber so saumies gewornten, daß ich Ihnen den schäßigen Rest gerne wider zuck gebe. Der Wenzel hat sie nicht buzt. Indem ich hofe, daß Ihnen auch mies wirt, zeichne ich mit viele Griefe ihr freint Neßl.“

Diesen Zettel legte er heimlich mit dem Zigarettenrest auf Haberfelds Schreibtisch. Für diese Ehrlichkeit ist der gute Neßl zuerst von seiner Mutter, dann vom Herrn Leutnant — schließlich noch vom Lehrer anständig durchgewischt worden, daß natürlich dem letzteren auch für mich was abfiel, war selbstverständlich. Indes: Vereiteltes Leid ist halbes Leid.



Hallstein

Papa im Schi-Gelände

„Des kann i gar koim Mensch nit sage, wie mir 's isch, die ganz Welt isch mir zum Eck!“

Das sonderbarste Taufgeschenk

Von G. W. Bürfmayer

Kurz vor dem Jahre 1860 war Maximilian Joseph, Herr zu Kappoltstein, Kommandeur des Regiments d'Alsace in Straßburg. Die Grenadiere des Regiments liebten ihren Kommandanten abgöttisch, was vielleicht am besten in dem Beiwort „unser Mar“ zum Ausdruck kam, womit sie den Kappoltsteiner bedachten.

Eines Tages gab es große Aufregung in der Kaserne. Der Weibel verkündete: unser hochverehrter Kommandant ist heute von seiner Gemahlin mit einem strammen Jungen beschenkt worden! Das gab Jubel und Freude! Aber auch Sorge. Denn alle Grenadiere waren sich einig, daß für den Täufling ein honoriges Geschenk beschafft werden mußte. Doch was sollte es sein? Ein silberner Becher, eine gestickte Fahne, ein fein ziselierter Löffel? Nein, nein — nichts von dem! Etwas Besonderes mußte es sein, der kleine Kappoltsteiner sollte etwas Einmaliges, noch nie Dagewesenes erhalten.

Vorschläge über Vorschläge wurden bei der Versammlung in der Regimentskantine gemacht, doch keine Einigung erzielt. Bis schließlich der Weibel Ruhe gebot.

„Ich hab's“, rief er mit froher Miene.

„Wir wollen dem Täufling ein Taufkissen schenken!“

„Pah!“ — der Vorschlag fand wenig Gegenliebe. „Ein Taufkissen — das ist fürwahr nichts Besonderes!“

Aber der Weibel ließ sich nicht abbringen. „Ein Taufkissen“, meinte er mit erhobener Stimme, „ist nichts Besonderes. Da habt ihr recht! Aber wir werden es zu etwas Besonderem machen durch die Füllung. Mit dem Besten, was wir zu vergeben haben, mit etwas, worauf wir alle stolz sind, werden wir das Kissen füllen, mit den Haaren unserer — Partei!“

Das war ein Jammern nach dieser Erklärung! „Was? Unsere Härter? Nein, Weibel, das kann nicht dein Ernst sein! Was würden unsere Weiber dazu sagen? Verspotten würden sie uns, auslachen! Weibel, denk' dir etwas anderes aus!“ So gingen die Reden in der Runde.

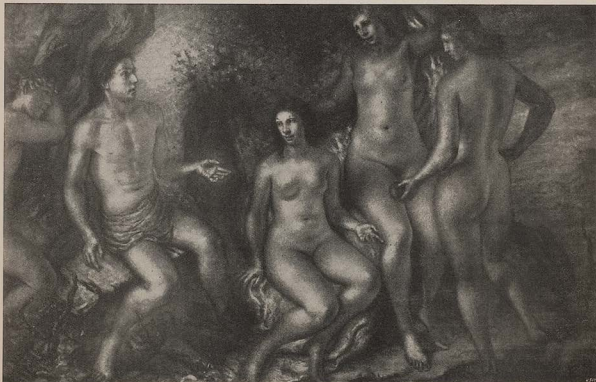
„Sprecht nicht von auslachen“, nahm der Weibel wieder das Wort. „Im Gegenteil, wir geben damit ein Beispiel soldatischen Zusammenhaltens, ein Beispiel des Gemeinsinnes, von dem man noch lange mit Bewunderung sprechen wird. Und dann — ein Bart wächst wieder nach, sagt nur das auch euren lamentierenden Weibern.“ Diesen Auslegungen war wenig entgegenzusetzen und es dauerte nicht lange bis der Weibel der Zustimmung aller gewiß war.

Das Kissen wurde angefertigt und Maximilian feierlich überreicht. Allerdings — von dem merkwürdigen Inhalt bekam er noch keine Kenntnis. Wohl aber wunderte sich der Kappoltsteiner stark über das geringe Gewicht der Gabe und während er das Kissen auf den Händen wog, sinnierte er: „Mit was mag es gefüllt sein? Welches Tier kann solch' feine Daunen liefern? Ah — wie weich wird mein Junge darauf gebettet sein, er wird darauf liegen wie auf Luft. Möge er immer in seinem Leben so ein weiches Lager finden.“

Am Tag nach der Taufe kam dann das Geheimnis auf. Maximilian Joseph ließ das Regiment antreten und er staunte nicht wenig, als ihm aus den festgezogenen Kinnriemen seiner Grenadiere lauter barto-lose Gesichter entgegenblickten.

Die Aufklärung gab der Weibel. Maximilian Joseph war auf's Tiefste gerührt und als er die Reihen abschritt, kam ihm immer wieder der Gedanke: sie kommen mir alle vor wie Kinder — meine Kinder!

Nach einigen Monaten mußte Maximilian Joseph Straßburg adé sagen, er bestieg als Max Joseph den bayerischen Thron. Das sonderbare Taufkissen blieb ihm in der königlichen Residenz das liebste Erinnerungsstück an die Straßburger Zeit und an seine treuen Grenadiere.



Das Urteil des Paris

Alfons Graber, Wien



Ausschnitt aus nebenstehendem Bild

Alfred Graber. Wien

DIE LOGIK

Von Siegfried Sommer

Ich saß im Kaffeehaus.
Lieben mir saß mein Freund Spiz.
Wein, sprach er nun schon zum dritten Male, du denkst nicht logisch, und darauf kommt es ganz alleine an.

Wer die Logik unserer Zeit begreifen hat, der ist heute obenauf, mein Lieber. In der Logik liegt der Sinn und der Erfolg des Lebens, das ist doch logisch.

Dabei schlug er mit der Faust auf den Tisch, und warf mein Weinglas um, daß sich der Inhalt über meine Hosentasche ergoß. Ich schnellte empor, blieb irgendwo hängen und riß mir ein Loch in mein Sakko.

Oh, das ist nicht schlimm, sprach Spiz, das geht mit Benzin wieder raus, und übrigens, wenn du den Wein ausgetrunken hättest, wäre das Glas jetzt auch leer, das ist doch logisch.

Überzeugt sank ich in den Stuhl zurück. Überhaupt, sprach er, ist die Logik das einzig Relative im Leben und es ist die Tragik unseres Jahrhunderts, daß das nicht begriffen wird.

Ich nickte überwältigt, obwohl ich kein Wort davon verstanden hatte. Nehmen wir ein Beispiel, sprach er weiter.

Ich gehe mit einem Freund in ein Kaffeehaus, ich bestelle mir Kaffee und

Buchen, vielleicht nachher noch eine Zigarre. Bevor ich gehe, muß ich selbstverständlich zahlen, das ist doch logisch.

Ich rufe also den Ober, greife in die Tasche, und entdecke, daß ich kein Geld einstecken habe.

Was tue ich nun?
Ich pumpe natürlich meinen Freund an, das ist doch logisch.

Ich zog gebrochen meine Geldbörse, rief den Ober, und zahlte. Natürlich für beide.

Was, aber, wagte ich noch schüchtern einzuwenden, was ist, wenn nun der Freund auch kein Geld einstecken hat?

Ach, sagte Spiz, dann geht er doch nicht mit mir ins Café, das ist doch logisch.

Liebe Jugend!

Kürzlich traf ich einen alten Freund und war erfreut über sein gutes Aussehen: „Du siehst ja glänzend aus, mein Lieber!“ „Ja, das macht Garmisch!“, antwortete er freudestrahelnd.

„Warst du lange dort?“ —

„Ich nicht, aber meine Frau!“

Es war in der Bar im Haus der Deutschen Kunst. Viele auswärtige Gäste waren dort. Da sagte der schon etwas angegraute Herr zu seiner Nachbarin: „Ich liebe blonde Haare über alles.“ — „Dann lassen Sie sich sie doch färben!“, antwortete ihm darauf die Blonde.

Wahres Geschichtchen

Frau Regine Moosberger ist eine tüchtige und vielbeschäftigte Hausfrau. Sie hat eine große Wohnung zu betreuen, eine Wohnung, die außer ihrem eigentlichen Eingang auch noch einen rückwärtigen Lieferanteneingang besitzt.

So um den Monatszettel kommen ja zu uns mit geradezu rätselhafter Pünktlichkeit alle diejenigen Zeitgenossen, die uns für alle möglichen Dinge termingemäß entsprechend erleichtern.

So geht es natürlich auch Frau Regine Moosberger und da gerade ihr Mädchen nicht da war, hatte sie an einem solchen Nachmittage vollauf zu tun, um alle die Rechnungen zu begleichen, die an ihren beiden Haustüren vorgezeigt wurden. Als es wieder einmal klingelte, war es ein Postkarten-Verkäufer und sie gab ihm gleich ein Zehnert in der Hoffnung, damit die Sache schnell zu einem guten Ende geführt zu haben. Aber der Postkartenmann wiederholte und erweiterte seine Angebote, die sie geduldig und ein wenig verlegen über sich ergehen ließ. Da ertönte wie eine Erlösung vom Lieferanteneingang her die Hausglocke und Frau Regine sagte nun in ihrem schönsten Hochdeutsch und mit überzeugend gewinnendem Lächeln: „Sie müssen mich jetzt entschuldigen, aber bei mir geht es heute hinten und vorne zu, daß Sie sich gar keinen Begriff machen!“ Worauf sich der Postkartenmann vollkommen überzeugt empfahl.

MORGENMOND

EIN MÜNCHENER KÜNSTLER-ROMAN VON JOHANNA BIRNBAUM



A. v. Hildebrand

Vorgesang

Durch die norddeutsche Ebene fährt der Zug in südlicher Richtung. Im hellen Schein des werdenden Tages liegen die Wiesen. Weit hinter der Horizont im roten Licht des Morgens. Nach qualenden Träumen der Nacht erfüllt mich die Wärme des strahlenden Himmels mit Mut und Zuversicht.

Da — welch bleiche Nachtgestalt schiebt sich hinter dem leuchtenden Wellenschiff hervor? Hat dich das goldene Licht des Tages noch nicht ausgelöscht? Mußt du die Schatten der Nacht und die Erinnerung an die Finsternis noch in die Helle des jungen Tages tragen?

Morgenmond!

Gestern zwischen Nacht und Tag, Symbol erscheinst du mir für die Wirrungen und Kämpfe des Menschen, der wie du lebt zwischen den Zeiten! Sein Herz gehört dem neuen deutschen Vaterlande, sein Wesen aber ist noch behaftet von den Vorurteilen und Anschauungen einer vergangenen Zeit. Moll Verlangen streckt er die Hände dem neuen Licht entgegen und ist doch noch befangen in den Idealen einer überholten Kultur und Gesellschaftsordnung, von denen das kommende Geschlecht nichts mehr wissen wird.

Immer deutlicher formt sich mir die Gestalt der Studentin Barbara, eines Menschen zwischen den Zeiten, in dessen Herzen das Morgenrot der großen Revolution jubelnde Freude auslöst, der aber zu schwach ist, alle Hemmungen, die Erziehung und Umwelt in ihm bedingen, zu überwinden und das Neue schon vorwegzuleben, bevor es allgemein anerkannt wird.

Als Gegenspieler erscheint vor mir die kraftvolle Gestalt des süddeutschen Künstlers, der im harten Kampf ums Dasein gefählt wird und an den Hindernissen wächst. Tatkräftig arbeitet er am Aufbau des neuen Reiches mit und schreitet unerbittlich seinem Ziel entgegen.

Je mehr die Gestalten an Fleisch und Blut gewinnen, desto vielfacher werden die Beweggründe ihrer Handlungen; denn stets formt sich das Leben aus der größten Mannigfaltigkeit der Erscheinungen.

Menschen-schicksale, ganz an der Peripherie des großen Zeitgeschehens gelebt und doch von ihm beeinflusst!

Bevor die Sonne sich im Westen neigt, bin ich in München. Wahlheimat! In dir habe ich vor einem Jahrzehnt zum erstenmal den Worten des Führers gelauscht und in jugendlicher Begeisterung die neue Zeit begrüßt. Stadt meiner Liebe, wie kann es anders sein, als daß sich die Gestalten meiner Erzählung in deinen Straßen bewegen! München, du Traum von Jugend und Freiheit! Mein Herz singt dir ein Lied, das Sehnsucht erfand und inniges Gedenken.

Es klingen längst vergessene Weisen von Jugend und Glück, von Revolution, von Freiheit, von Verachtung bürgerlicher Enge.

Es schwingt ein neues Sehnen nach deinem Glanz und deiner Schönheit. Ein Traum von Licht, ein Hoffen auf Glück! Ein Rausch von Liebe und Seligkeit!

Erinnerung kommt an den Duft des Frühlings, an glutvolles Leben des Sommers, an den Schmerz des Vergehens, an den nächtlichen Spul hinter Gestalten im Schellengezwang!

Man muß jung sein im Herzen, um dein Märchen zu verstehen, Zauberstadt im deutschen Süden!

Schicksalsmäßig bin ich dir verbunden, Stadt meiner Liebe! Du gabst mir das Glück, als du mich in deine Mauern aufnahmst. Raube los irte ich umher, als du dein Kind verließest.

Geliebte Stadt, das Trübe ist vergessen. Das Licht blieb. Neues Glück, entfliehe der Vergangenheit! Junge Seligkeit, komm aus der Erinnerung!

Zehn Jahre zurück drehe ich das Rad der Zeit:

In einem Wochenende im Mai des Jahres 1927 stiegen zwei Studentinnen inmitten zahlreicher anderer Besucher die breiten Treppen zum Festsaal des Hofbräuhauses hinauf. Eine obenbetäubende Blasmusik schallte ihnen entgegen, die so etwas wie Kirmesstimmung in ihnen hervorrief. In erwartungsvoller Heiterkeit traten sie in den Saal und saßen sich in dem dichtbestetzten Raum nach Platz um. Da rüdten auch schon entgegenkommenderweise ein paar Gäste näher zusammen. Eine Kellnerin trug Stühle herbei. Im Handumdrehen waren die beiden Studentinnen aus dem Norden des Reiches in die Atmosphäre echtbayerischer Behaglichkeit aufgenommen.

Trotzdem draußen noch heller Tag war, brannten an den großen Kronleuchtern bereits die Lampen. Dieser Zigarrenqualm lag in der Luft und mischte sich mit dem Geruch des Bieres.

Die Mädel wußten sich nicht zu erinnern, daß sie jemals in einer solchen Umwelt sich wohlgefühlt hatten; hier taten sie's. Von den Leuten, die mit ihnen am Tisch saßen, ging nicht fähle Zurückhaltung aus, sondern gemüthliches Wohlwollen, das zur Unterhaltung ermunterte; die konnte aber nicht aufnehmen; dafür sorgten die schmetternden Trompeten. Als die Kellnerin das Bier brachte, zahlte ein älteres Ehepaar, das schräg gegenüberlag. Schon fanden zwei neuangekommene Gäste wartend da und nahmen die freigewordenen Plätze ein.

Der jüngere der beiden Herren, von süddeutschem Typ, mußte hier wohl zu Hause sein; denn er begrüßte Bekannte weiter unten am Tisch in seinem fröhlichen Dialekt. Der ältere, der Sprache nach Abenländer, war blond und hochgewachsen. Er schien sich hier schon gut eingelebt zu haben; mit sichtbarem Behagen verzehrte er sein Nippel und Kraut und sog in langen Zügen an seiner Maß.

Die Blicke des jungen Bayern gingen zu den beiden Damen: „Von jenseits der Donau“, stellte er fest. Nachdem die Instrumente mit ungeheurer Kraftaufwand ein Fortissimo in die Höhe getrieben hatten, fiel die Musik feindunselnd ab, und in diese kurze Atempause hinein neigte er sich über den Tisch und rief der einen Studentin zu:

„Ja, was moanst, Deandl, mit so an Gscheerten bist noch net beinand geßn, ha?“

Da setzte die Mädel wieder mit frischer Kraft ein, und der Münchner schrie ihre lachend zu, jetzt in verständlichem Hochdeutsch:

„Also darf ich vorstellen: mein Freund Burchard, Architekt; mein Name ist Seidl, Florian Seidl, der Junge nach Bildbauer.“

„Und wir sind aus Niederösterreich, Juristin, Philologin.“

„Es ist hier herzlich“, lachte Barbara Bärner, die Philologin, übermütig zurück.

Der Bildbauer horchte auf, seltsam berührt vom Klang dieser Stimme. Langsam wich die Fröhlichkeit aus seinen Zügen, und seine Augen bekamen einen dunklen Schimmer, als suchten sie in der Ferne nach etwas Neuem, Verbeiwagvollem, ein Gesehenes, wie es sich abspielt auf einer Seinszene, in der wir immer nur für kurze Zeit verharren; dann senkt sich schnell der Vorhang, und unzugänglich bleibt, was jemals liegt.

„Es, es gefällt Ihnen gut hier unten?“ nahm der Bildbauer das Gespräch wieder auf. „Unsereins kann ohne das Münchner Pflaster überhaupt nicht leben.“

„Ja, hier ist alles viel sonniger und heiterer“, stimmte Barbara ihm lebhaft zu, selbst die schmerzverzerrten Gesichter der Gottin sind friedlicher und verklärter. „Sie denken, man lebt bei Ihnen leichter und frohlicher als bei uns.“

„Ja Münden geht einem erst das Herz auf für die deutsche Kunst“, bestätigte auch Burchard begeistert.

„Haben Sie schon die diesjährige Ausstellung im Glaspalast besucht?“ wandte sich Seidl, nachdem er seinen Krug geleert hatte, aufs neue an die beiden Studentinnen. Und als sie verneinten, fuhr er lebhaft fort: „Es sind ein paar gute alte Meister da neben modernem Unfuss wie Pohlen, Picasso, Kandinsky und Marc Chagall, die hier zu Münden posieren wie der Vogel zum — —“

„Die Tierplastiken von Behn“, fiel ihm sein Freund mit Festigkeit ins Wort, „müssen Sie sich ansehen! Und Kolbe und Barlach sind gut vertreten.“

„Ja würde Sie gerne mal durch die Schau führen“, fügte der Münchner zögernd hinzu und sah Barbara dabei nachdenklich an, als überlegte er, ob er dieses Mädchen wiedersehen möchte oder seine Hand lieber von ihr lassen sollte, so fern und fremdartig war sie in diesem Raum. Und gleichsam, als wollte er Zustimmung oder Ablehnung noch hinauschieben, ergabte er rasch weiter von Bekannten, die an der Ausstellung im Glaspalast bereits waren.

„Und womit sind Sie vertreten?“ nahm nun auch Gertrud Sievers, die Juristin, an der Unterhaltung mit jenem „ungewöhnlichen“ jungen Mann teil, der ihr ob seiner Derbheit einige Bedenken einflößte. Aber sie bereute es gleich wieder, denn er entgegnete darob, fast, als sei er beleidigt:

„Ich stelle meine Arbeiten überhaupt nicht aus!“ Etwas Gereiztes lag in seiner Stimme. Dabei war die Frage doch ganz höflich und harmlos gestellt gewesen. Alle blinnten eräunnt auf ihn, Gertrud mit hochrottem Kopf, eine Falte über der geraden Nase. „Was hat das ganze Sich-Produzieren für einen Sinn! Kost' nur Geld! Und wer sieht sich das schon an!“ fuhr Florian Seidl zornig fort. „Die blöden Abstrakten! Womöglich noch ihre schwülstige Kritik anhören! Oder ihre ellenlangen Abhandlungen zum Verständnis eines Kunstwerkes lesen! — Wenn ich etwas schaffe“, und dabei schlug er mit der Faust auf den Tisch, „soll es so stehen, daß jedermann aus dem Werk es sehen kann! Meine Sachen sind so einfach, daß sie jeder versteht. Und ich will auch nur für den schaffen, der empfindet wie ich. Für den Bauern, für den Arbeiter, der unverbildet an ein Kunstwerk heran- geht! Ist das klar? Die andern scheeren mich einen großen Dreck!“

Die Umstehenden wurden aufmerksam und spürten die Obren. Burchard war sichtlich peinlich berührt. Barbara schaute in ihren Mantel, dessen Inhalt gar nicht zur Deige gehen wollte, und biß sich auf die Lippen, um nicht laut aufzulachen. Der Baver gefiel ihr: die Schale war zwar rauh, aber der Kern schien gut zu sein. Dann wagte sie einen Blick auf Gertrud. Natürlich, das Gesicht der Freundin war zur Maske erstarrt; die bequeme Art des Gesellschaftsmenschen, Problemen aus dem Wege zu gehen.

„Wir müssen allmählich wohl aufbrechen“, flüsterte Gertrud ihr zu und streifte die langen Lederhandschuhe über. Barbara zögerte und blickte wieder auf, als Florian Seidl fortfuhr:

„Auf dem Markt, auf den Plätzen, in der Kirche will ich meine

Sachen sehen. Einen Zweck müssen sie erfüllen. Darauf kommt es an! Das ist mir am liebsten!“

Einer plötzlichen Eingebung folgend, reichte Barbara ihm die Hand über den Tisch und sagte zu Gertruds namenlosem Erstaunen mit fester Stimme:

„Wenn Ihnen die Zeit recht ist, Herr Seidl, so treffen wir uns am Mittwoch gegen drei Uhr vor dem Glaspalast.“

Florian stimmte erfreut und lebhaft zu.

„Wie konntest du?“ machte Gertrud ihrem Herzen Luft, als sie in die Marimilianstraße einbogen. Wie bittend schob sie ihren Arm unter den Barbaras: „Diese Verabredung war doch nicht dein Ernst? Ein unmöglicher Mensch!“

„Liebes Kind“, entgegnete Barbara ein wenig von oben herab, „dann gebe ich eben allein hin.“

„Das wird ihm auch entschieden angenehmer sein. Mir gegenüber war die Einladung ja doch nur eine Höflichkeitssphäre — — Gott sei Dank“, versetzte Gertrud spitz.

Barbara blieb unnahbar: „Ich denke, Höflichkeit spricht zu ihm ab?“

Auf diesen Gegenblick folgte Schweigen.

„Schau, sie spielen wieder den ‚Herer‘“, lenkte Gertrud ein, „wollen wir uns das Stüd dieser Tage nicht auch mal ansehen?“

Sie blieben vor dem Spielplan am Schauspielhaus stehen und überlegten.

Der Mittwoch war ein für die Jahreszeit ungewöhnlich warmer Tag. Um die angegebene Stunde ging Florian Seidl in der Sophienstraße vor dem Glaspalast auf und ab und schaute unruhig nach Barbara aus.

Er war wie immer nachlässig gekleidet. Der braun- und schwarz- gestreifte Anzug lag abgetragen aus. Die Krawatte vor dem weichen Kragen war ohne Sorgfalt gebunden. Der flache grüne Velourhut sah ein wenig schief und war aus der Stirn geschoben. Die Hände steckten in den Hosentaschen.

Diese Art, sich zu tragen und zu geben, entsprang innerster Überzeugung; denn er schätzte seine Person und sein Können so hoch ein, daß er den Mitmenschen gegenüber keine Verpflichtungen in bezug auf Kleidung und Verhalten für nötig hielt. Gang und Haltung offenbarten größte Eigenwilligkeit. Seine rudewigen Bewegungen hatten durchaus nichts mit einem kleinbürgerlichen Geltungsbedürfnis zu tun. Daven war er im Gegenteil gänzlich frei. Es handelte sich vielmehr um eine ständige Kampfbereitschaft, seine Lebensart, seine geistige Haltung, seine Umgangsformen, vor allem aber sein Können den anderen Menschen gegenüber zu verteidigen, bei denen er oft mehr Falschheit und Verachtung mitterte, als beim einzelnen vielleicht der Fall war; inständiglich drängte es ihn daher in Gesellschaft, sich zu behaupten, auch dort, wo der andere ihm völlig harmlos gegenübertrat.

Die ersten Besucher stiegen bereits die Treppen zum Glaspalast hinauf, als Barbara die Arcistrafte daberat. Florian erkannte sie erst, als sie auf ihn zutritt und ihm die Hand zum Gruß bot. Mit unverhohlener Verwunderung ließ er seinen Blick über ihre anmutige Erscheinung gleiten. Ein strichförmiges Wärme und Lieblichkeit des Sommers war in dem cremefarbenen Kleid eingefangen, das Barbara heute trug. Obgleich es ihm außergewöhnlich schien und nicht in Einklang mit der Mode stand, fand er die persönliche Note doch anerkennenswert. Es gehörte entschieden Mut dazu, in der Zeit der Garconne sich so zu kleiden: Falsch am Halsauschnitt, falsch am Rockrand. Dazu ein großrahmiger Strohhut in der Zeit der unschönen Toques.

„Grüß Gott, Fräulein Bärner!“ Ja, das ist a frei, daß Sie wirklich kommen sind!“ Florian schüttelte Barbara herzlich-jutraulich die Hand.

„Ich freue mich auch darauf, mit Ihnen durch die Ausstellung zu gehen.“ In Barbaras Stimme lag wieder jener warme, weiche Klang, den er nicht vergessen hatte seit der ersten Begegnung.

Barbara war zuerst ein wenig bescheiden. War diese Verabredung nicht doch ein wenig überflüssig? Aber bald verlor ihre Scheu. Vor den Plastiken und Bildern wurde sie lebhaft. Ihre Kenntnisse gaben ihr Sicherheit. Florian freute sich über ihr treffendes Urteil.

(Fortsetzung folgt.)

Die Kunst der Darstellung

Von Karl v. Moor

„Eine Mutter richtete eine schriftliche Beschwerde über den Lehrer ihres Jungen an den Schuldirektor: „Auf Anordnung des Lehrers muß mein Sohn sich in den Stunden dauernd so hinlegen, daß er allen andern Schülern den Rücken zugekehrt!“

Der gute Direktor nahm also mit dem Klassenlehrer Rücksprache. Und wie klärte sich der Fall auf? Der Lehrer hatte den schwaghafte Jungen, um ihn besser unter Augen zu haben, in die erste Reihe gesetzt!

In Paris wurde — es ist schon lange her, und diese Geschichte habe ich nicht selbst erlebt — ein armer Sünder zum Galgen transportiert. Unterwegs sah ihn sein Freund: „Zum Teufel, Jean, was ist denn mit dir los?“

„Ach Pierre, ich soll gehängt werden, weil ich — also auf mein Wort, ich habe

weiter nichts gemacht als Bildnisse des Königs angefertigt und dabei Gott gepriesen!“

Er hatte ganz recht. Die Bildnisse befanden sich übrigens auf falschen Geldstücken, und diese trugen die Umschrift: „Der Name des Herrn sei gelobt!“

Die Möbelfirma Subiakti ist keine von den solidesten. Aber geschäftstüchtig ist der Chef! Einst lieferte er Herrn Professor Hzigig einen Bücherschrank, der diesen zu folgendem Brief begeisterte:

„Gestern erhielt ich endlich das bei Ihnen bestellte Möbelstück. Sie haben mich also volle vier Wochen über die vereinbarte Zeit warten lassen. Es ist wirklich großartig. Und obendrein ist das von Ihnen gelieferte Möbel absolut unbrauchbar. Das nennen Sie einen Schrank? Jeder, der mich besucht, hält es für das Modell eines Eingeborenenhauses auf Neuguinea! Die Türen schließen nicht, an der Rückwand sind Fugen, daß man beinahe den Finger hindurchstecken kann, und die Furnitur blättert bereits an mehreren Stellen ab.

Nehmen Sie mir's nicht übel, aber ich glaube allen Ernstes, Ihre Firma ist die einzige hier am Orte, die so etwas fertig bringt. Natürlich denke ich nicht daran, das Ding abzunehmen.

Mit der einer solchen Leistung gebührenden Achtung Hzigig.“

Vald darauf ließ die Firma Subiakti einen neuen Prospekt drucken. Und darin konnte man lesen:

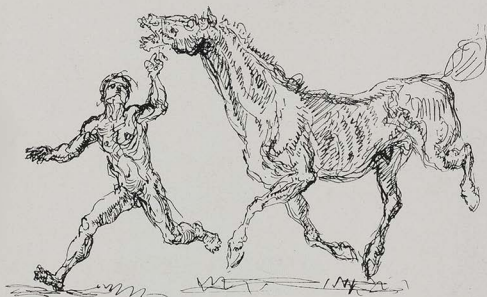
Der Ordinarius für Kunstgeschichte an der hiesigen Anton-Ulrichs-Universität, Herr Wirklicher Geheimer Rat Professor Dr. Hzigig schreibt uns über einen ihm von uns kürzlich gelieferten dreiteiligen verglasten Bücherschrank:

„Gestern erhielt ich endlich das bei Ihnen bestellte Möbelstück... es ist wirklich großartig!... Ich glaube allen Ernstes, Ihre Firma ist die einzige hier am Orte, die so etwas fertig bringt!...

Mit der einer solchen Leistung gebührenden Achtung

gez. Hzigig.“

NB. Die Sperrungen rühren von Herrn Prof. Hzigig her.



Startins Neue Jahr

Welden

Neujahrs-Gespräch
auf einsamem Gipfel



Maçon

Der Künstler: „Ich fühle es deutlich, dieses Jahr wird mich in den Zenit meines Schaffens heben, ich werde mit Ruhm und Geld überhäuft werden!“
Seine Gattin: „Ich bin bloß froh, daß 's da heroben keiner vom Finanzamt hören kann, denn dös wären die einzigen, die dös glauben täten.“